

Monika Wohlrab-Sahr

Empathie als methodisches Prinzip?

Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der »methodischen Postulate zur Frauenforschung«

Einleitung: Das Erbe der »methodischen Postulate«

Es ist nun 15 Jahre her, seitdem Maria Mies mit ihren »Methodischen Postulaten zur Frauenforschung« (Mies 1978) eine langanhaltende Debatte in Gang gesetzt hat. In deren Verlauf wurde schnell deutlich, daß es dabei weniger um die Anwendung bestimmter Forschungsinstrumente oder die Gestaltung des Forschungsprozesses ging als um sehr viel grundsätzlichere methodologische und epistemologische Fragen.

Es schien lange Zeit so, als wäre damit die Frage nach speziellen *Verfahren* der Frauenforschung negativ beantwortet (Müller 1983), während das weiterreichende Ziel einer »alternativen« Wissenschaft nach wie vor aktuell blieb. Gleichwohl gab es jedoch immer implizite Präferenzen für bestimmte methodische Zugänge, und es gibt darüber hinaus bis in die jüngste Zeit Beiträge, die dezidiert auf Fragen des Forschungsprozesses und der Forschungsinstrumente Bezug nehmen. Dabei werden explizit manche Zugangsweisen als der Frauenforschung besonders adäquat, andere als inadäquat herausgestellt (so etwa Modelmog 1991 a und 1991 b).

In diesen Arbeiten wird meines Erachtens erkennbar, in welchem Ausmaß das »Erbe« der »Methodischen Postulate« bis heute in Teilen der Frauenforschung nach-

wirkt, vor allem dort, wo diese sich als *qualitative Sozialforschung* versteht. Um dieses Fortwirken zentraler Grundannahmen der »Postulate« in aktuellen Beiträgen und Debatten wird es im folgenden gehen.

Meine These ist, daß mit bestimmten Prämissen, wie sie von Mies formuliert wurden und nach wie vor virulent sind, tendenziell Formen der Entdifferenzierung – der Vernachlässigung der rollenförmigen Seite der Forschungsbeziehung, des Verschwimmens der Grenzen zwischen Forscherin und Untersuchungsgegenstand sowie zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischem Handeln – verbunden sind und daß dies seinen Niederschlag auch im methodischen Zugang findet.

So gibt es offenkundige Vorbehalte gegenüber »objektivierenden« Verfahren¹, die den *latenten* Sinn von Äußerungen zu entschlüsseln suchen. Statt dessen zeigt sich – resultierend aus dem Bemühen, Subjekt-Objekt-Spaltungen im Forschungsprozeß zu überwinden – eine Tendenz, in der eigenen Interpretation nahe an den subjektiven Deutungen der Befragten zu bleiben. Um diese dann – im Gegenzug – wiederum zu interpretieren aus der Perspektive der Kritik immer schon vorweg begriffener und normativ bewerteter »patriarchaler« Verhältnisse. Daraus resultiert – so meine zweite These – die Gefahr, die »Objektivierung«, die im Umgang mit dem qualitativen Material und den Befragten vermieden wird, subsumtionslogisch auf problematische Weise wieder einzuführen.

Insgesamt sehe ich damit das Problem verbunden, daß Teile der Frauenforschung, auch wenn sie ihre kritische Haltung nach »außen« hin immer wieder bekunden, nach »innen« ihre Kritikfähigkeit – im Sinne von Selbstreflexion und Selbstaufklärung – verlieren.